

Erster Teil

Auf den ersten Blick wirkte die Hauptstraße von Ketchum wie die verlassene Kulisse eines Westerns. Der einzige Straßenzug bestand aus einer Zeile von Häusern mit Flachdächern, an denen entlang ein morscher Bürgersteig aus Holz verlief. Auch die Aussicht auf die Sawtooth Mountains hinter den Dächern war nicht sonderlich beeindruckend. »Das sind Hügel, aber doch keine Berge«, sagte Jigee, meine Frau, mit leiser Stimme, damit es der Taxifahrer nicht hörte, den wir uns an jenem Tag Anfang Januar 1948 an der Bahnstation von Shoshone genommen hatten.

Aber der Mann hatte gute Ohren und war seiner Heimat Idaho treu ergeben: »Das sind richtige Berge. Wartet nur, bis ihr Kids dort die Hänge runterrutscht.« »Kids« waren wir allerdings nicht gerade mehr: Ich war soeben siebenundzwanzig geworden, und Jigee war fünf Jahre älter, obwohl sie jünger aussah als ich mit ihrem schulterlangen, glänzend braunen Haar und ihrem hübschen, herzförmigen Gesicht, dessen klarer Teint kaum nach Rouge oder Puder verlangte. Mein eigenes, kurzgeschorenes Haar zeigte schon graue Sprenkel, leise Vorboten dessen, was mich erwartete. Einem oberflächlichen Beobachter mochten wir jung und unbeschwert erscheinen, aber wir hatten in den vergangenen sechs Jahren so manches durchgemacht: den Krieg mit seinen angsterfüllten langen Trennungen sowie den Verlust unseres Kindes, das vor einem knappen Jahr tot zur Welt gekommen war. Nun standen wir endlich am Beginn unserer ersten Ferien seit meiner Überstellung in die inaktive Reserve des U.S. Marine Corps am 15. Dezember 1945, einem Datum, das ich nicht so schnell vergessen würde.

Während der dreiviertelstündigen Fahrt durch die flache Landschaft Idahos hatten wir besorgte Blicke ausgetauscht, beunruhigt von der dünnen Schneedecke auf den Stoppelfeldern beidseits der Straße. Und als wir jetzt am Bestimmungsort angekommen waren, befielen uns noch größere Zweifel an unserer Wahl von Sun Valley als Wintersportort. Im Jahr zuvor waren wir zu begeisterten Skiläufern geworden; wir waren im Spätherbst 1946 in die Schweiz gereist, weil ich ein Drehbuch für Lazar Wechsler, einen Schweizer Produzenten polnischer Abstammung, schreiben sollte. Der Regisseur Fred Zinnemann, den ich seit meiner frühesten Jugend kannte, hatte ihm meine Dienste empfohlen. Wechsler erwies sich mir gegenüber zwar als etwas weniger despotisch als seine Berufskollegen in Hollywood, aber dafür verdiente ich auch entsprechend weniger.

Wechsler hatte uns persönlich am Flughafen Zürich Kloten abgeholt. Auf der Fahrt in die Stadt informierte er uns, daß er Zimmer für Jigee und mich in Davos reserviert habe, einem Dorf in den Bergen, das er zu meinem Arbeitsort bestimmt hatte. Die Versuchungen der Großstadt seien

zu gefährlich für einen jungen Mann und würden ihn vom Schreiben ablenken – eine überraschende Eröffnung, da Zürich damals als eine Stadt bekannt war, die abends um neun ihre Bürgersteige hochzuklappen pflegte. Leicht eingeschüchtert von seinem autokratischen Wesen willigte ich ein, nur um zu entdecken, daß im November nach Davos gesandt zu werden einer Verbannung nach Sibirien gleichkam. Das Wetter war kalt und unfreundlich, und die meisten der anderen ausländischen Besucher waren dort, um Heilung von der Tuberkulose zu suchen, die nach dem Krieg in Zentraleuropa grassierte.

Nachdem wir vier lange Wochen in einer eiskalten Pension ausgeharrt hatten, fiel der erste Schnee. Wenn wir schon in den Bergen gefangengehalten wurden, fanden Jigee und ich, dann konnten wir ebenso gut skilaufen lernen. So meisterten wir den Stemm-Christiania, das Grundmanöver des Sports, dem wir alsbald verfielen und der jetzt, zwölf Monate später, für unsere Anwesenheit in Ketchum verantwortlich war. Als er uns gezeigt hatte, was der Ort zu bieten hatte, machte unser Fahrer und Führer kehrt und brachte uns zu den MacDonald's Cabins, einer Bungalowanlage, in der wir eine Blockhütte reserviert hatten. Ein freundlicher Angestellter registrierte uns im Gästebuch dieser rustikalen Herberge und nach Erledigung der Formalitäten half uns der Taxifahrer, Ski und Gepäck in die Hütte zu schaffen; er erklärte uns, daß alle zwanzig Minuten ein gelber Bus an der knapp fünfzig Meter entfernten Straßenecke anhalte, der uns dann gratis zum Mount Baldy mitnehmen würde, dem Hauptskigebiet, oder auch weiter bis zum Dollar Mountain, falls wir noch Anfänger seien.

Es war ein klarer, kalter Tag, und der erst vor kurzem eingeschaltete elektrische Ofen, der im unbenutzten Kamin stand, heizte den Raum nur notdürftig. Jigee zog sich zum Kofferauspacken Anorak und Skihose an und wollte sich erst nach draußen wagen, wenn sie sich etwas aufgewärmt hatte. Ich dagegen war nur zu begierig, meine frisch erworbenen Skikünste auszuprobieren, und als ich meine Sachen eingeräumt hatte, machte ich mich allein zur Bushaltestelle auf. Der gelbe Bus kam pünktlich, und als einziger Passagier wurde ich in wenigen Minuten zur Talstation des Sessellifts chauffiert.

Einer der wenigen wirklichen Vorteile, die ein Schriftsteller aus dem alpinen Skisport ziehen kann, besteht darin, daß er gelegentlich Zeit zum Nachdenken findet, während er bergauf befördert wird. So betrachtete ich also an jenem Dezembertag die an mir vorübergleitende Szenerie und ließ meine jüngste Vergangenheit Revue passieren. Lediglich eine Woche zuvor war ich am Central Park South in Manhattan zu Gast bei Arlene Francis gewesen. Sie war die Frau von Martin Gabel, dem Regisseur und Produzenten eines Theaterstücks, das ich zusammen mit meinem engsten Freund, Irwin Shaw, geschrieben hatte. Anlaß der kleinen Gesellschaft nach der Premiere von »The Survivors« war, die Rezensionen der Kritiker abzuwar-

ten, die uns per Telephon aus den Nachrichtenbüros der wichtigsten New Yorker Morgenzeitungen übermittelt werden sollten.

Weder Irwin noch ich erwarteten besonders gute Kritiken, denn trotz hervorragender Besetzung war unser Stück auf der Bühne des 48th Street Playhouse seelenlos geblieben. Brooks Atkinsons Artikel in der »New York Times« sang dann wider Erwarten ein uneingeschränktes Loblied, und für einen Moment glaubten wir, unser Stück könne es schaffen. Doch nach einem kurzen Moment der Euphorie stellten sich alle anderen Kritiken als negativ heraus, und unsere Produzenten rechneten uns mit langen Gesichtern vor, daß wir in wenigen Tagen schließen müßten, weil ein ernstes Stück sich nicht gegen den vereinten Angriff der Herren von der Presse behaupten werde. Woolcott Gibbs, der für den »New Yorker« schrieb, gab das einzige weitere positive Votum ab, aber da es erst am Wochenende erschien, war das nur noch ein Trostpflaster.

Alles in allem jedoch war es eine ehrenhafte Niederlage gewesen. Der finanzielle Schaden hielt sich in Grenzen, da Irwin und ich einen Vorvertrag mit einem Filmstudio abgeschlossen hatten. Irwin hatte die Anzahlung mir überlassen, weil er es war, der darauf bestanden hatte, aus meiner Originalidee ein Theaterstück statt eines Drehbuchs zu schreiben, für das uns ein viel höheres Angebot vorlag. Irwin war schon immer der Überzeugung gewesen, die einzige Rechtfertigung für einen Schriftsteller, als Lohnschreiber für Hollywood zu arbeiten, sei, genügend zu verdienen, um sich so seine eigene Arbeit zu ermöglichen. Er wollte mich vom Beruf des Drehbuchautors erlösen, dem ich mich früh in meinem Leben zugewandt hatte, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen und um meine Familie zu unterstützen, nachdem meinen beiden Romanen »The Canyon« und »Line of Departure«, die 1940 und 1947 veröffentlicht worden waren, keinerlei Verkaufserfolg beschieden gewesen war. Irwin hingegen war bereits ein erfolgreicher Autor von Kurzgeschichten und brauchte sich deshalb nur noch gelegentlich beim Film zu verdingen.

An jenem Abend jedenfalls ging seine Liebesaffäre mit dem Theater abrupt in die Brüche. Er hatte bereits ein halbes Dutzend Stücke geschrieben, von denen lediglich zwei, »Bury the Dead« und »The Gentle People«, einen gewissen Achtungserfolg erzielt hatten. Er habe jetzt genug eingesteckt, befand er, von nun an wolle er Romane schreiben. »Für dich, Pete«, meinte er, »ist dies lediglich eine Feuertaufe, die erste Verwundung. Es tut dir nicht ganz so weh wie mir.«

In dieser freundschaftlichen Feststellung steckte eine gute Portion Wahrheit. Für einen jungen Autor war es schon ein Erfolg, wenn ein Stück von ihm überhaupt am Broadway aufgeführt wurde. Natürlich hätte ich es vorgezogen, wenn unser Stück ein Renner geworden wäre, trotzdem war ich keineswegs enttäuscht, daß es durchfiel. Bereits eine Woche bevor die Wolken sich drohend über der 48th Street zusammenzuballen begannen,

hatte ich an das Motel in Ketchum geschrieben, um den Bungalow zu reservieren. Nach zwei Monaten in der Stadt drängte es Jigee und mich ins Freie; wir hatten genug davon, im Hotel zu leben und in Restaurants zu essen. Nicht zu reden von den endlosen Proben im kalten, leeren Theater, die noch endloser dadurch wurden, daß es weder Irwin noch mir gelang, unseren Regisseur zu beflügeln, der – was die Angelegenheit komplizierte – ein alter Freund der Shaws war.

Es war höchste Zeit gewesen, die Stadt zu verlassen. Und wenn der Schnee auch knapp und die Berge weniger majestätisch waren als die Alpen, begeisterte es mich, in Ketchum zu sein. Mehr noch, die erste Abfahrt durch die Wälder des Mount Baldy erwies sich als abwechslungsreich und anspruchsvoll genug für meine Künste. Vom eigenen Enthusiasmus davongetragen, wurde ich übermütig und stürzte auf meiner letzten Fahrt über einen verdeckten Stein. Ich produzierte einen Ski- und Stocksalat, und auf der Rückfahrt im sicheren gelben Bus begann sich eine schmerzhaft Muskelzerrung bemerkbar zu machen.

Als ich mich humpelnd unserer Blockhütte näherte, fiel mir ein schlammbespritztes Buick Cabriolet auf, das vor der Nachbartür geparkt war. Ein breitschultriger Mann in einem karierten Jagdhemd, einer Weste aus Schaffell und einer khakifarbenen G.I.-Strickmütze war dabei, den Kofferraum zu entladen. Er drehte sich zu mir um, und ich sah, daß er den geöffneten Lauf eines großkalibrigen Gewehrs inspizierte. Während er die Waffe wieder in das Lederhalfter schob, erkannte ich Ernest Hemingway, eines meiner Jugendidole.

In New York hatte ich von Robert Capa, dem berühmten Kriegsfotografen, gehört, daß Hemingway im Herbst häufig zum Vogelschießen nach Idaho gehe. Capa hatte jedoch hinzugefügt, es sei unwahrscheinlich, daß »der alte Bastard« so spät im Jahr noch »in der Gegend herumhänge«. Bob hatte uns auch geraten, in MacDonald's Cabins zu wohnen, und trotz seiner respektlosen, aber irgendwie zuneigungsvollen Bemerkungen war ich jetzt verblüfft, Hemingway plötzlich so nah vor mir zu sehen. Mit sechzehn hatte ich bereits jedes gedruckte Wort von ihm gelesen. Sein Werk hatte einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht und mich nicht nur dazu bewogen, Schriftsteller zu werden, sondern auch, ein Leben voll Abenteuer zu suchen, Krieg inklusive.

Von unserem Wohnzimmerfenster aus beobachtete ich Hemingway, der immer noch am Heck des Wagens herumhantierte. Ich rief mir ins Gedächtnis, wie ich ihn vor fast zehn Jahren zum ersten Mal gesehen hatte, als er im Shrine Auditorium in Los Angeles eine Rede hielt. Es war eine Großveranstaltung, um Spenden für den Kauf von Ambulanzen für die Truppen des republikanischen Spanien zu sammeln. André Malraux war der Hauptredner an diesem Anlaß, aber für mich war Hemingway der Star

des Abends. Malraux, der einige Tage zuvor in meinem Elternhaus zu einem kleineren Kreis von Hollywoodgrößen voll Leidenschaft für die Sache der Republik gesprochen hatte, hielt eine ähnlich leidenschaftliche Rede vor seinem größeren Publikum. Am Schluß reckte er die Faust zum Gruß, was die meisten Zuhörer schockierte, von denen allenfalls eine Minderheit der extremen Linken angehörte.

Dann führte Joris Ivens seinen Dokumentarfilm »The Spanish Earth« über den Spanischen Bürgerkrieg vor, für den Hemingway den Kommentar geschrieben und im Off gesprochen hatte. Als das Licht im Saal wieder anging, wurde Hemingway auf die Bühne gebeten. Er saß nur wenige Reihen hinter uns und nahm, bevor er aufstand, einen langen Zug aus einer in braunes Packpapier gewickelten Flasche, die er auf dem Weg zum Rednerpult wieder in die Seitentasche seiner Tweedjacke gleiten ließ. Im Unterschied zu Malraux' langer Tirade auf französisch, die von Haakon Chevalier übersetzt wurde, war Hemingway kurz angebunden und geradezu sarkastisch. »Das spanische Volk wird weiterkämpfen und sterben, egal, ob ihr sie mit eurem Geld unterstützt oder nicht«, warf er seinem Publikum entgegen, ohne die Politik auch nur zu streifen. Die Reaktion der Zuhörer war überwältigend – sobald sie ihre Benommenheit über diese unverblümete Botschaft überwunden hatten.

Jetzt, zehn Jahre später, war ich überrascht, wie sehr er sich seitdem verändert hatte. Sein nur zum Teil von der G.I.-Mütze verdecktes Haar war ergraut, und er wirkte fülliger um die Hüften. Ich rief Jigee zu mir ans Fenster. Keinem von uns wäre es in den Sinn gekommen, unseren berühmten Nachbarn anzusprechen, obwohl wir doch ohne weiteres sagen konnten, daß wir Freunde von Capa waren, der uns sogar aufgetragen hatte, ihn unbedingt von ihm zu grüßen, falls wir »Papa über den Weg laufen« sollten. Doch im Verlauf der Jahre waren viele literarische Größen im Haus meiner Mutter ein und aus gegangen, und ich hatte früh im Leben gelernt, ihre Privatsphäre zu respektieren.

Während ich mich aufs Bett legte, um meinen Rücken zu entspannen, ging Jigee auf den Markt im Ort, um unser Abendessen einzukaufen. Nach einer halben Stunde kehrte sie aufgeregt und mit geröteten Wangen zurück. Hemingway habe sie beim Herauskommen angesprochen und sich vorgestellt. Auf ihre Bemerkung, daß ich arg gestürzt sei, habe er freundlich sein Mitgefühl bekundet. Schade, daß so wenig Schnee liege, er selbst könne allerdings wegen der vielen Verletzungen, die er im Krieg abbekommen habe, nicht mehr skilaufen und sei nun dabei, nach Kuba zurückzukehren, da die Jagdsaison für Rebhühner und Enten in Idaho sich dem Ende zuneige.

Ein paar Minuten später klopfte es, und Hemingway stand vor der Tür. Er murmelte, daß er in der Reiseapotheke, die er ständig mitführe, eine Dose Löwenfett gefunden habe, und bot an, damit meinen Rücken einzureiben. Es sei das beste Mittel gegen Muskelschmerzen, das auch von den

Massai in Kenia regelmäßig benutzt werde. »Spontan geheilt« sprang ich auf, und wir schüttelten uns die Hand: »Meine Verletzung ist nichts Ernstes, nur eine kleine Zerrung.« Ob ich mich ihm in diesem Fall auf einen Spaziergang anschließen wolle? Warm angezogen werde mir die leichte Bewegung gut tun, und nach einem heißen Bad wolle er mir die versprochene Massage verabreichen.

Obwohl mir der Sinn keineswegs danach stand, Löwenfett auf den Rücken geschmiert zu bekommen, stimmte ich zu, zog Wollmütze und Anorak an und folgte ihm nach draußen. Jigee wollte zu Hause bleiben und das Abendessen vorbereiten. Trotz der eisigen Kälte trug Hemingway nur sein Jagdhemd und die Weste aus Schaffell. Sein hervorquellender Bauch hing über den Bund seiner Khakihose, die von einem deutschen Wehrmachtsgürtel mit der uns Soldaten sattsam vertrauten »Gott Mit Uns«-Schnalle gehalten wurde. Als ich deswegen eine Bemerkung machte, erklärte er ein wenig verlegen, es sei eine »Kriegstrophäe«, ein Erinnerungsstück an das Gefecht im Hurtgenwald. Wir machten halt bei seinem Bungalow, um einen schwarzen Mischlingshund mitzunehmen, der ihn »adoptiert« habe, wie Hemingway erklärte; einer von den vielen Streunern, die in Ketchum herumlungerten, fügte er hinzu, während er ein altes Stück Schnur am Halsband des Hundes befestigte, bevor wir aufbrachen.

Als wir an der ersten Bar vorbeikamen, meinte Hemingway, ein Drink könne zwar nicht schaden, doch er ziehe es vor, ein anderes Lokal aufzusuchen, da diese Bar von den hiesigen Mitgliedern der American Legion frequentiert werde, der erzkonservativen Veteranenorganisation, die er nicht gerade schätze. Ein kleiner Junge beobachtete uns. »Wie heißt euer Hund?« rief er zu uns herüber.

»Blackie«, antwortete Hemingway.

»Und wie heißt du?«

»Ernie«, gab Hemingway über die Schulter zurück. »Ich hab' meinen Namen nie besonders gern gemocht«, sagte er zu mir. »Ernst«, brummelte er abschätzig und schüttelte den Kopf.

»Wie soll ich dich nennen?« fragte ich ihn.

»Papa. Okay, wenn ich dich Pete nenne?«

»Tun alle«, gab ich zurück.

Er gluckste: »Geht's deinem Rücken besser, Pete?«

»Ja«, versicherte ich. Wir gingen weiter und bogen dann von der Hauptstraße ab, bis wir zu einem Lokal namens »The Tram« kamen. »In diese Kneipe kommen die ganzen baskischen Schafhirten«, bedeutete mir Papa. Nachdem er höflich gefragt hatte, ob er seinen Hund mit hereinbringen dürfe, steuerte er auf das entfernte Ende der vollbesetzten Bar zu. Er bestellte einen Tequila, mit Salz und Zitronenscheibe, und ich bat um eine Coca-Cola.

»Du trinkst nicht, Pete?« fragte er, sichtlich überrascht.

»Nicht viel«, gestand ich. »Nicht etwa aus Überzeugung. Ich mag einfach den Geschmack nicht.«

»Alkohol ist unser schlimmster Feind und unser bester Freund«, lachte er selbstironisch. »Salud!« Er kippte den Tequila hinunter, leckte das Salz vom Rücken seiner massigen Faust und biß in die Zitronenscheibe. »Bevor ich's vergesse: Wollt ihr beide morgen zum Abendessen mit uns in die Lodge kommen? Vor Saisonbeginn ist es ein ganz nettes Restaurant. Kommt uns abholen, und wir gehen zusammen hin.« Er bezahlte die Drinks, brachte den Hund mit einem sanften Zug an der behelfsmäßigen Leine auf die Beine, und wir setzten unseren Spaziergang in der einsetzenden Dunkelheit fort.

Der Boden des Wohnraums in Hemingways Hütte war mit Büchern und herumliegenden Zeitungen bedeckt, und auf einem alten Phonographen in der Ecke drehte sich eine Schallplatte von Marlene Dietrich, als Jigee und ich am nächsten Abend ankamen. Papa saß in einem Lehnstuhl und lauschte gebannt der rauhen Stimme: dann erhob er sich und stellte uns den schlanken, blonden Mann in meinem Alter vor, der den Plattenspieler bediente. »Johnnie ... wenn du Geburtstag hast ... bleib' ich bei dir zu Gast ... die ganze Nacht!« Der sentimentale deutsche Schlager klang seltsam deplaciert in dem dunklen Raum mit dem alten Jäger und seinem etwas effeminierten Gast, beide verzückt, als säßen sie in einem Cabaret im Berlin der Vorkriegszeit.

Während der dreißiger Jahre war die Dietrich oft zu Gast in meinem Elternhaus in Santa Monica gewesen. Es überraschte mich zu hören, daß sie eng mit Papa befreundet sei, denn für mich gehörte sie einer anderen Welt an. Sie war eine Freundin meiner Mutter, und meine beiden Eltern bewunderten Dietrichs frühe und offen erklärte Ablehnung des Nationalsozialismus. Allerdings hielt meine Mutter sie ein wenig für eine Poseuse, die im täglichen Leben die »Mutter Erde« spiele. Ich sagte nichts davon, daß ich Marlene kannte, und wir alle hörten uns höflich die andere Seite der Platte an, die der junge Mann unbedingt spielen wollte.

Dann erschien Mary Hemingway. Sie war eine zierliche Person mit kurzgeschorenem blondem Haar; freundlich bot sie uns Drinks an. Im Verlauf des Gesprächs fiel mir auf, daß sie dazu neigte, ihrem Mann Konkurrenz zu machen, indem sie etwa seinen Bericht über das tagsüber erlegte Wild korrigierte oder seine Erzählungen über ihr Leben in Kuba unterbrach. Mary gelang es offensichtlich nicht, im Schatten eines großen Mannes zu leben, obwohl Papa sie liebevoll behandelte und es ihr anscheinend nachsah.

Nach kurzer Zeit packte der junge Mann seine Sammlung der Dietrich-Platten ein und verschwand. Mary schlüpfte in ihren Nerzmantel, eine Neuerwerbung, die sie auf Kuba nicht tragen könne, wie sie anmerkte. So stiegen wir vier in den Buick und fuhren zur Sun Valley Lodge. Zum Dinner werde Gary Cooper mit seiner Frau zu uns stoßen, sagte Papa. Jigee,

die neben mir im Fond des Wagens saß, drehte sich zu mir und verzog das Gesicht. Cooper stand im Ruf, ein Reaktionär zu sein, der als Sohn eines extrem konservativen Richters in Montana die politischen Ansichten seines Vaters geerbt habe. Papa hatte ihre Grimasse im Rückspiegel gesehen und beschwichtigte: »Coop ist ein feiner Kerl und ein guter Schütze.«

Cooper und seine hübsche Frau Rocky warteten in der Bar der Lodge auf uns; er war freundlich und charmant und sichtlich bestens mit Papa befreundet. Ich spürte eine gewisse Zurückhaltung seiner Frau gegenüber Hemingway, und auf dem Heimweg bemerkte Papa süffisant, Rocky versuche, Coop zum Katholizismus zu bekehren; so könne Coop »das viele Geld und den lieben Gott« haben.

Jigee wunderte sich angesichts Coopers politischer Anschauungen über seine Freundschaft mit Hemingway, und Papa antwortete, daß die meisten seiner Freunde, Linke wie Rechte, nicht mit ihm einig gingen. Er erwähnte Milt Wolfe, der in Spanien mit den ausländischen Freiwilligen in der Internationalen Brigade gekämpft hatte und seither nur mit großen Schwierigkeiten seinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Wolfe hatte »For Whom The Bell Tolls« verrissen, dennoch hatte Hemingway ihm zehntausend Dollar überwiesen, um ihm auszuhelfen. Wolfe telegraphierte seinen Dank, wobei er hinzufügte, seiner Meinung nach sei es aber noch immer ein lausiges Buch, amüsierte sich Hemingway. Er erwähnte seinen Freund und Dichter Eddie Rolfe, der ebenfalls in Spanien gekämpft hatte und Papas politische Ansichten nicht teile. Ich sagte, daß ich Rolfe kenne, weil er sonntags oft zu meiner Mutter zum Tee gekommen sei.

»Eddie ist einer der nettesten und liebsten Kerle auf der Welt«, erklärte Papa. »Hab' deine Mutter nie kennengelernt, Pete, aber nach allem, was ich höre, ist sie 'ne tolle Frau.« Unterdessen waren wir wieder beim Motel zu einem Schlummertrunk angelangt, ein letztes Glas Rotwein für Papa und Mary, und zwei Cokes für Jigee und mich.

Mary sprach den »literarischen Salon« meiner Mutter an. »Es ist nicht wirklich ein ›Salon«, antwortete ich; sie liebe es, für Menschen, die sie schätzt, zu kochen, und gebe sonntags Teeparties, das sei alles. Papas warf ein, er habe »Saloons lieber als Salons«, ein verdeckter Verweis gegenüber Mary. Seine gute Laune schien verflogen. Er wechselte das Thema, und auf seine Frage nach meinem Partner Irwin Shaw erklärte ich, daß unsere Freundschaft den Reifall unseres Theaterstücks überdauert habe. Auch Papa hatte schlechte Erfahrungen mit dem Theater gemacht, »mit einem Typen namens Jed Harris«. Auf meinen Einwurf, daß ich Harris aus Kalifornien kannte, brummte Papa, daß ich ja anscheinend »fast jeden da draußen kenne«.

»Na ja, ich habe den größten Teil meines Lebens dort verbracht.«

Er entschuldigte sich, er habe nicht sarkastisch sein wollen. Irwin sei ein verdammt guter Autor von Kurzgeschichten, gab er widerstrebend zu;

sie hätten sich in London während des Blitzkriegs kennengelernt. Mary mischte sich ein, sie »bete Shaw an«, und wenn ich ihn wiedersehe, solle ich ihm einen großen Kuß von ihr geben. Diese Bemerkung war nicht dazu geeignet, Papas Stimmung zu heben. Er erinnere sich, daß Shaw Mitglied in George Stevens' Fotoeinheit gewesen sei und daß sie einander in der Normandie wieder begegnet waren. »Wenn man in ihr Lager kam, fühlte man sich, als läse man Proust«, brummte er, »die Stelle, wo er all die Schwuchteln beschreibt.«

»Shaw ist keine Schwuchtel«, zwitscherte Mary zum wachsenden Ärger ihres Mannes.

»Mein Bruder Leicester war in der gleichen Einheit«, sagte Hemingway, »und ein Typ namens Ivan Moffat.«

»Der ist auch keine Schwuchtel«, merkte ich an. Hemingways Einstellung zu Homosexuellen überraschte mich, dies um so mehr, als er auffallend freundlich zu dem blonden jungen Mann gewesen war, der zu Beginn des Abends die Schallplatten aufgelegt hatte.

»Was hast du vom Krieg mitbekommen?« fragte mich Papa, und seine Augen verengten sich.

Ich war bei den Marines gewesen, hatte ein Jahr als gewöhnlicher Soldat im Südpazifik und dann in Europa als Leutnant beim OSS [heute CIA] gedient, glücklicherweise ohne in die schlimmsten Gefechte an den beiden Schauplätzen verwickelt zu werden. »Beschossen und verschont, beschissen und überall getroffen«, setzte ich nach, indem ich ungeniert einen der derberen Sprüche des Corps wiedergab.

Papa lachte. Sein Sohn Bumby habe beim OSS in Frankreich gedient und sei mit dem Fallschirm, eine Angelrute in der Hand, in irgendeiner verrückten Mission über den Vogesen abgesprungen. Ich hatte in derselben Einheit gedient und die gleiche Tätigkeit wie sein Sohn ausgeübt, war aber erst einen Monat später in Saverne angekommen, nachdem Bumby beim Versuch, einen Agenten hinter die deutschen Linien einzuschleusen, bereits gefangengenommen worden war. Dies führte zu einem sehr ausführlichen Bericht darüber, wie er, Papa, versucht habe, Bumby zu rächen, weil er annahm, dieser sei von den Deutschen als Spion erschossen worden. Wie sich später herausstellte, war Bumby gut behandelt und zur Wundversorgung ins Krankenhaus übergeführt worden; später gelang ihm die Flucht aus dem Kriegsgefangenenlager, in dem er interniert war. Ich kannte die Geschichte und wußte auch, daß Bumby erneut in Gefangenschaft geraten war, und zwar im Rahmen einer Mission, die General George Patton befohlen hatte, um ein Lager zu stürmen, in dem sein Schwiegersohn festgehalten wurde. Diese unverantwortliche und schmachvolle Operation war unter großen Verlusten fehlgeschlagen und hatte Patton in der amerikanischen Öffentlichkeit enorm geschadet.